

Sachdokumentation:

Signatur: DS 2243

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/2243



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 13. 10. 2019

Inhalt

Wie werden Kinder fit fürs Leben?	2
12.10.2019, «Starke Volksschule Zürich», Marianne Wüthrich.....	2
Braucht es wieder Kleinklassen?.....	3
Medienmitteilung Verein «Starke Volksschule Zürich» zum Anlass «Braucht es wieder Kleinklassen?» vom 27. September 2019	3
Zurück zur Kleinklasse?.....	4
NZZ 10.10.2019, Zuschriften, Gastkommentar von Riccardo Bonfranchi.....	4
Vom Verdrängen pädagogischer Wirklichkeit	5
Journal21, 6.10.2019 von Carl Bossard	5
Knabenfeindliche Schulen? Ach was! Fleiss galt einst als sehr männlich	7
NZZ am Sonntag 29.9.2019, der externe Standpunkt von Miriam Missura	7
Kommentar zum Beitrag über angeblich faule Knaben	9
1.10.2019, Hanspeter Amstutz	9
Der Kindergarten ist besser als sein Ruf.....	10
NZZ 2.10.2019, Meinung & Debatte von Lena Schenkel	10
Brennpunkt Kindergarten: Jetzt sollen die Löhne steigen	10
Tagblatt der Stadt Zürich, 1.10.2019, von Ginger Hebel	10
Löhne der Kindergärtnerinnen	11
NZZ 11.10.2019, Zuschriften	11
«Das sind miserable Kriterien».....	12
Tages-Anzeiger 5.10.2019, Debatte, Leserbriefe.....	12
Missachtete Volksabstimmung	13
Tagblatt der Stadt Zürich 9.10.2019, Lesermeinungen	13
«Die Einarbeitung der Generation Z ist wie ein Kindergeburtstag»	14
Die Welt kompakt, 27.9.2019, Florian Gehm.....	14
Die persönliche Reife muss Bildungsziel bleiben	14
NZZ 9.10.2019, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Walter Herzog.....	14
Veranstaltungshinweise	16
23. Oktober: Eine Kultur schafft sich ab	16
Veranstaltung der «Starken Volksschule St. Gallen»	16
30. Oktober: Ökonomisierung der Kindheit – eine Herausforderung für Schule und Pädiatrie.....	17
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft.....	17
19. November: Schulkinder suchen keinen Coach. Sie wollen einen Häuptling.....	18
Veranstaltung der «Starken Volksschule Zürich».....	18



Wie werden Kinder fit fürs Leben?

12.10.2019, «Starke Volksschule Zürich», Marianne Wüthrich

Wie Sie in der Medienmitteilung unseres Vereinspräsidenten lesen können, haben sich am 27. September rund 50 interessierte Menschen an der Veranstaltung der «Starken Volksschule Zürich» zum Thema Kleinklassen zusammengefunden. Vielleicht kann die gemeinsame Auseinandersetzung den Boden legen, damit der eine oder die andere Teilnehmerin die Frage der Wiedererrichtung von Kleinklassen in ihre Gemeinden tragen. Besonders erfreulich ist, dass der Besuch unserer Veranstaltung Riccardo Bonfranchi zu einem Gastkommentar in der NZZ angeregt hat.

Zum Problem der Buben, die in den Schweizer Gymnasien heute in der Minderzahl sind, ist der Leserbrief unseres Redaktionskollegen Hanspeter Amstutz zu empfehlen: Die männlichen Lehrer haben es in der Hand, ihren Schülern als Identifikationsfigur gegenüberzutreten und ihnen zu zeigen, dass es auch heute noch «rechte Männer» braucht. Das bringt weit mehr, als über die Benachteiligung der Buben zu klagen oder – wie es Miriam Missura tut – ihnen praktisch vorzuwerfen, sie seien selbst schuld an ihrer misslichen Lage. Ausserdem ist es störend, dass die ganze Diskussion fast ausschliesslich ums Gymi kreist: Wenn der Jugendliche dem Bildungskanon des Gymnasiums nicht gewachsen sei, «müsse» er halt eine Lehre machen, so Missura. Wie oft müssen wir noch wiederholen, was für eine wertvolle und ganzheitliche Bildung (mit Kopf, Herz und *Hand*) die duale Berufslehre unserer Jugend anbietet? Als langjährige Berufsschullehrerin habe ich tausende von jungen Menschen kennengelernt, die im Laufe ihrer drei- oder vierjährigen Lehre zu Erwachsenen gereift sind. Viele von ihnen haben anschliessend eine weiterführende Ausbildung angepackt, und die meisten sind zu verantwortungsbewussten Bürgerinnen und Mitmenschen herangewachsen. Ganz besonders für die jungen Männer können der männliche Lehrmeister und der männliche Lehrer in der Berufsfachschule von grosser Bedeutung sein für ihr ganzes Leben.

Wechseln wir nun zur ersten Bildungsstätte unserer Kinder, dem Kindergarten. Wie uns Hans-Peter Köhli in seinem Leserbrief im Tagblatt und in der NZZ erinnert hat, haben wir Zürcherinnen und Zürcher vor wenigen Jahren die Grundstufe an der Urne abgelehnt. Nun soll die essentielle Universal-Grundbildung der kleinen Kinder, die sie bisher dank unseren bestausgebildeten und als Beziehungspersonen unentbehrlichen Kindergärtnerinnen erfahren konnten, hinuntergewirtschaftet werden. Stattdessen wird der Kindergarten in den 1. Zyklus des untauglichen Lehrplan 21 eingegliedert und soll sie «fit machen» für weitere neun Jahre kompetenzorientierten, isolationistischen Tuns. Das ist der eigentliche Skandal, den die verantwortlichen Behörden im Kanton und in den Gemeinden vor der Volksabstimmung «Lehrplan vors Volk» eifrig heruntergespielt haben. Und die skandalöse Folge dieses Skandals: Nun sollen die erfahrenen Kindergärtnerinnen, die seinerzeit eine kindgerechte Ausbildung am Seminar erhalten haben, doch tatsächlich zur «Nachhilfe» an der PH verbrummt werden, damit sie den gleichen Lohn wie die jungen PH-Abgänger bekommen. Goht's no!

Neben dem aktuellen Getöse sollen auch die kritisch-aufbauenden Beiträge von Carl Bossard und Walter Herzog ihren Platz im Newsletter finden – zweier Pädagogen, die unermüdlich am Sinn und Ziel einer Bildung festhalten, die diesen Namen verdient.

Für die Redaktion der «Starken Volksschule Zürich»

Marianne Wüthrich



Braucht es wieder Kleinklassen?

Medienmitteilung Verein «Starke Volksschule Zürich» zum Anlass «Braucht es wieder Kleinklassen?» vom 27. September 2019

Schulintegration führt zu Bahnhofstimmung im Klassenzimmer

Sonderschulkinder zeigen in Regelklassen zwar teils etwas bessere Leistungen, fühlen sich in Sonderklassen aber wohler. Weiter herrsche in integrierten Klassen oft regelrechte Bahnhofstimmung, konzentriertes Arbeiten sei für durchschnittliche Kinder oft nur mit Gehörschutz möglich. Während die schulische Integration den Kanton und die Gemeinden hohe Summen kostet, führe sie zu neuer Separation der schulisch Stärkeren und besser Betuchten. Diese und andere Fazite zogen drei Referenten an einer Veranstaltung am 27. September 2019 in der Helferei in Zürich, zu der der Verein «Starke Volksschule Zürich» eingeladen hatte, um über das Thema Kleinklassen zu diskutieren.

Zum dritten Anlass des Vereins «Starke Volksschule Zürich» in diesem Jahr fanden sich am 27. September 2019 rund 50 Besucher in der Helferei in Zürich ein, um über das Thema Kleinklassen zu hören und zu diskutieren. Als Einstieg erläuterte die erste Referentin und Heilpädagogin Dr. Eliane Perret den Werdegang und die Hintergründe zur Abschaffung von Kleinklassen. Eine Studie von Prof. Haeberlin (1991, Universität Fribourg) besage, dass die Leistung in der Regelklasse zwar besser sei, aber die schwächeren Schüler sich in der Sonderklasse dennoch wohler fühlten. Der zweite Aspekt, bemängelte sie, werde der Öffentlichkeit aber mehrheitlich verschwiegen.

Mit dem Gehörschutz im Klassenzimmer

Von der Theorie ging's mit Yasmine Bourgeois umgehend in die Alltagspraxis. Die zweite Referentin ist selber Mittelstufenlehrerin und Mitglied der Kommission für Bildung und Sport im Zürcher Gemeinderat. An Beispielen, die sie selber erlebt hatte, führte sie den Anwesenden den Alltag in integrativen Regelklassen zwar farbenfroh, aber eher düster vor Augen: Im Klassenzimmer herrsche eine Bahnhofsstimmung, es sei ein Kommen und Gehen und ein zeitgleiches Nebeneinander von verschiedensten Tätigkeiten. Kinder, die sich auf ihre Arbeit konzentrieren wollten, hätten oftmals Mühe und würden deshalb etwa in der Stadt Zürich mit Gehörschützen ausgerüstet. Die geschilderten Erlebnisse bestätigten die Erkenntnisse von Dr. Eliane Perret und zeigten auf, dass die Integration genau das generiere, wovon die Reformen die Sonderschulkinder befreien wollten: Stigmatisierung finde in Regelklassen erst recht statt.

Regelklasse ja, aber nur soweit möglich

Als Einschub unterbreitete Marianne Wüthrich, Berufsschullehrerin in Pension und Vorstandsmitglied des Vereins, dem Publikum rechtliche Grundlagen aus internationalem, nationalem und kantonalem Umfeld. Ihre Bilanz: Kleinklassen seien nach wie vor nicht verboten. Eltern hätten die Möglichkeit, mit den Gemeindebehörden eine Lösung für ihre Kinder zu fordern und zu finden. Weiter wies sie darauf hin, dass das Sonderschulkonzept des Kantons Zürich vorsieht, dass Sonderschulkinder «soweit möglich» in Regelklassen unterrichtet werden sollen und nicht «um jeden Preis», wie es in der Praxis leider oftmals gelebt wird.

Einen gangbaren Mittelweg finden

Die Integrationsbemühungen lasse sich der Kanton ganz schön viel kosten. Dies zeigte der letzte Referent und Kantonsrat Marc Bourgeois auf. Er ist zudem Mitglied der Kommission für Bildung und Kultur. Rund 2 Milliarden Franken wendet der Kanton jährlich für unser Bildungssystem auf. Deshalb müsse genau hingeschaut werden, wofür das Geld ausgegeben wird. Anhand von Zahlen erläuterte Bourgeois, dass zwar ca. 50% der



Sonderschüler in Regelklassen integriert wurden, aber gleichzeitig die Sonderschulquote massiv gestiegen sei. Die Integration habe also zu mehr Sonderschülern geführt. Das Problem sei grundsätzlich, dass sowohl der Erhalt dieses doch fragwürdigen Unterfangens wie auch Rückschritte auf Altbewährtes massive Kosten verursachen. Es gilt, einen gangbaren Mittelweg zu finden, der aber vor allem einer Menschengruppe dienen muss: den Schulkindern auf allen Leistungsstufen! Die schulische Integration heute führe nämlich zu neuen Separationsforderungen der schulisch Stärkeren und besser Betuchten.

Es muss sich etwas ändern

Die Diskussion im Anschluss verlief lebhaft und teils kontrovers. Einig aber waren sich im Saal alle vor allem in einem Punkt: Die Integration um jeden Preis hat einen zu hohen Preis. Es braucht eine Rückbesinnung auf ein gesundes Mass. Dazu sei aber zuerst das Volk gefragt. Der Verein «Starke Volksschule Zürich» ermutigt deshalb, dass betroffene Eltern sich in den Gemeinden und Bezirken zusammentun, ihre Politiker auf Missstände hinweisen und so ein Umdenken fordern.

Timotheus Bruderer, Präsident Verein «Starke Volksschule Zürich»

Zurück zur Kleinklasse?

NZZ 10.10.2019, Zuschriften, Gastkommentar von Riccardo Bonfranchi

Vermeintlich war in den vergangenen Wochen zu lesen, dass die schulische Integration von behinderten Schülern vermutlich so nicht weitergeführt werden können. Als Grund dafür werden nun vor allem die verhaltensauffälligen Kinder und Jugendlichen genannt, die die Lehrkräfte an den Rand ihrer Belastbarkeit (oder darüber hinaus) führen würden. Dies ist, aus meiner Sicht, eine fatale Argumentation, weil der schwarze Peter hier einer Gruppe von Kindern zugewiesen wird, die nichts dafür können. Bei dieser Argumentation wird ausgeblendet, dass die schulische Integration behinderter Kinder, und dies betrifft sowohl lern- wie auch geistig behinderte Kinder, in der praktizierten Form nicht durchführbar ist.

Unabhängig davon, ob die Regelschule dieser komplexen Aufgabe, nämlich behinderte Kinder adäquat zu fördern, überhaupt gerecht zu werden vermag und ob es überhaupt ihre Aufgabe ist, dies zu leisten, darf nicht vergessen beziehungsweise unterschlagen werden, dass auch der oft ins Feld geführte soziale Aspekt in keiner Art und Weise zum Tragen kommt. Oft wurde nämlich gesagt, dass es doch schön sei, wenn behinderte und nichtbehinderte Kinder und Jugendliche zusammenkämen. Dem ist zuzustimmen. Ob dies allerdings in einem im Grunde auch heute noch (oder heute noch stärker) intellektuellen Raum des Lehrens und Lernens geschehen soll, erscheint doch mehr als fraglich.

Wenn ein Schüler Tag für Tag mitbekommt, dass er das meiste, sowohl was den Stoff als auch was die sozialen Austauschsituationen anbelangt, nicht versteht, wird er wohl kaum dabei glücklich werden. Die Anzahl an behinderten Schülern, die in der Mittel- beziehungsweise Oberstufe dann an eine heilpädagogische Sonderschule wechseln, legt hiervon beredtes Zeugnis ab. Es kann auch nicht sein, dass der Lehrer, wie ich es selber an einer Primarschule im Kanton Zürich mitbekommen habe, mit den Regelschülern – heimlich, ohne Wissen des behinderten Kindes – einen «Begleit-Ämtliplan» errichtet hat, damit sichergestellt ist, dass jeweils eine Woche lang zwei Kinder sich um den behinderten Mitschüler kümmern, weil dieser nach einigen Wochen nur noch allein die Pause verbrachte. In der nächsten Woche sind dann gemäss Plan zwei andere Schüler an der Reihe.



So eine Vorgehensweise ist wohl gut gemeint, zeigt aber doch auf, dass eine solche (Schein-)Integration, die lediglich auf eine gemeinsam verbrachte Zeit hinausläuft, wohl kaum den hohen Zielen, die die Befürworter vor Jahren auf ihre Fahnen geheftet haben, gerecht zu werden vermag. Dass nun die verhaltensauffälligen Schüler als Vorwand herhalten müssen, damit dieses Experiment beendet werden kann, macht die Sache auch nicht besser.

Andere Modelle, wie man die Integration auf einem sanfteren Weg hätte durchführen können, zum Beispiel eine Teilintegration oder gemeinsam durchgeführte Projekte wie Lager, Zoobesuche oder Ähnliches, haben nie Anklang bei der Bildungsdirektion gefunden. Man wollte alles und wird vermutlich nichts haben.

Zu guter Letzt soll noch erwähnt werden, dass die Bildungsdirektion in Zürich davon ausgeht, dass sie die Teilpensen an Schulen wird reduzieren wollen. Wie dies zu geschehen hat, davon ist nichts bekannt. Es ist aber gerade die heutige Integrationspraxis, die unter anderem massgeblich dafür verantwortlich ist, dass die Teilpensen üppig ins Kraut geschossen sind. Viele der Heilpädagoginnen, die die stundenweise Begleitung behinderter Kinder sicherstellen sollen, arbeiten nämlich Teilzeit. So haben denn auch diverse Gemeinden längst damit begonnen, kleine Klassen einzurichten, die den früheren Kleinklassen in auffallender Art und Weise gleichen. Nur, dass diese nicht von Heilpädagogen geführt werden, sondern von Oberstufenlehrkräften.

Dass nun ebenfalls viele verhaltensauffällige Schüler in heilpädagogische Sonderschulen, die im Grunde auf Schüler mit einer geistigen Behinderung ausgerichtet sind, umgeteilt werden, zeigt letztlich die Überforderung sämtlicher Stellen, die sich mit dieser sogenannten Integration, die eigentlich keine ist, auseinandersetzen müssen. Die Frage ist nun: Wie kommen die verantwortlichen Stellen aus dieser Nummer ohne Gesichtverlust wieder heraus? Eventuell wäre es ehrlich und sinnvoll zugleich, wenn man zugäbe, dass man es zwar versucht, man sich aber geirrt habe.

Riccardo Bonfranchi ist Heilpädagoge, Ethiker und Supervisor in sozialpädagogischen Institutionen.

Vom Verdrängen pädagogischer Wirklichkeit

Journal21, 6.10.2019 von Carl Bossard

Die Primarschule hat viele neue Aufgaben übernommen – weggenommen wurde wenig. Manches kann darum gar nicht genügend geübt werden. Das gilt insbesondere fürs Frühfranzösisch. Doch die Behörden verschleiern.

Wer in den Unterricht hineinzoomt, der sieht, dass hier vieles geschieht – zum Beispiel in der fünften und sechsten Primarklasse des Kantons Zürich: Deutsch, Englisch, Französisch, Mathematik, Mensch-Natur-Gesellschaft (MNG), Religionen, Kulturen, Ethik (RKE), Bildnerisches sowie Technisches und Textiles Gestalten, Musik, Bewegung und Sport, Medien und Informatik. Für diese Bereiche sind 30 Lektionen eingesetzt, zehn allein für die drei Sprachen. Zur Fächeraddition der letzten Jahre kommen die Integration und als Folge die verstärkte Individuation. Beides absorbiert Zeit und erhöht den Anspruch an die Lehrerinnen und Lehrer.

Die Fülle fordert und überfordert

Erfahrene Lehrkräfte wissen es schon lange: Wer addiert, muss reduzieren. Wer die Fächerfülle maximiert, muss beim Üben und Automatisieren minimieren. Es fehlt die Zeit



zum Konsolidieren. Das ist schlichte Proportionenrechnung und hat nichts mit Ideologie zu tun. Kein wirksames Lernen kann ungestraft gezieltem und systematischem Wiederholen ausweichen.

Darum haben langjährige Pädagoginnen und Pädagogen vor zwei Fremdsprachen in der Primarschule gewarnt: Das Konzept überfordere lernschwächere und mittelmässige Schüler – und oft auch Kinder mit Migrationshintergrund. Denn zu vieles müsse heute in zu kurzer Zeit erarbeitet werden – und zwar oft von den Kindern selber. Eigenverantwortet und selbstgesteuert.

Ernüchternde Resultate

Wie sehr diese erfahrenen Stimmen recht behalten, hat eine repräsentative Studie von 2016 in der Zentralschweiz an den Tag gelegt. Sie schockierte. Die Sprachkenntnisse der Schülerinnen und Schüler lagen weit unter dem versprochenen Erfolg: Nur jeder 30. Achtklässler sprach lehrplangerecht Französisch, nicht einmal jeder zehnte erreichte die Ziele im Hörverstehen. Etwas besser, aber immer noch unbefriedigend, waren die Resultate beim Lesen und Schreiben. Untersucht wurden 3'700 Schüler der 6. und 8. Klasse.

Nicht zufriedenstellend, wenn auch leicht günstiger, sahen die Ergebnisse im Kanton Zug aus. Hier haben die Schüler bis zum achten Unterrichtsjahr insgesamt zwei Wochenlektionen mehr Französisch als in den Nachbarkantonen. Und doch erreichte eine deutliche Mehrheit der Zuger Schülerinnen und Schüler die Lehrplanziele nicht.

Man weiss es; die Studie zeigt es: Der Frühfranzösisch-Unterricht in der Primarschule führt unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht weit. Doch Konsequenzen gab es keine; Korrekturen sind kaum in Sicht. Die Karawane zieht einfach weiter.

Die Bildungsbehörden verschweigen die Wirklichkeit

Wenn Bildungsidee und Wirklichkeit nicht übereinstimmen, leidet bloss die Wirklichkeit. Doch diese Schulzimmerrealität wird ausgeblendet, obwohl man sie über Evaluationen kennt. „Was tut man, wenn man eine Studie in Auftrag gegeben hat, deren Ergebnisse unbefriedigend ausfallen?“, fragt der Tages-Anzeiger sibyllinisch.¹ Und er fügt bei: „Man kann sie zum Beispiel einer breiteren Öffentlichkeit gar nicht vorstellen und nur auf ein paar Internetseiten aufschalten, die kaum konsultiert werden.“ Das erinnert an Christian Morgensterns messerscharfen Schluss, dass „nicht sein kann, was nicht sein darf“.

Diesem Prinzip folgen die Bildungsbehörden der sechs Kantone Bern, Solothurn, Freiburg, Wallis und beider Basel. Sie halten die Ergebnisse einer Studie zum Frühfranzösisch weitgehend verborgen, obwohl sie seit Mitte April dieses Jahres vorliegt.² Warum wohl?, fragt sich der Beobachter. Weil Resultate und Erwartungen deutlich differieren? Weil „ein beachtlicher Teil der Schülerinnen und Schüler [...] am Ende der Primarstufe auch ein elementares Niveau bei den Sprachkompetenzen nicht [erreicht]?“³ Denn nur gerade knapp elf Prozent (!) erfüllen beim interaktiven Sprechen das Lernziel. Beim Leseverstehen sind es lediglich 33 Prozent, während beim Hörverstehen immerhin 57 ein positives Resultat erreichten. Untersucht wurden über 1000 Sechstklässlerinnen und Sechstklässler an 193 Schulen. Sie alle lernen seit der dritten Klasse Französisch.

¹ Stefan von Bergen: Die geheime Frühfranzösisch-Studie, in: Tages-Anzeiger, 28. September 2019.

² Eva Wiederkeller, Peter Lenz (2019): Kurzbericht zum Projekt ‚Ergebnisbezogene Evaluation des Französischunterrichts in der 6. Klasse (HarmoS 8) in den sechs Pässepartout-Kantonen‘, durchgeführt von Juni 2015 bis März 2019 am Institut für Mehrsprachigkeit der Universität und der Pädagogischen Hochschule Freiburg im Auftrag der Pässepartout-Kantone. Freiburg.

³ Ebda, S. 4, 9.



Jeder konstruiert sich seine Welt

Die Studie des Instituts für Mehrsprachigkeit der Universität Freiburg und der Pädagogischen Hochschule Freiburg evaluierte den Lernfortschritt der Kinder unter dem Einfluss des sogenannten Passepartout-Lehrplans. Obligatorische Grundlage bildet das Lehrmittel „Mille feuilles“. „Passepartout“ heisst der Zusammenschluss der sechs Kantone, welche die Unterrichtsmittel für die Primarschule generierten.

Das Sprachmodell „Passepartout“ basiert auf einem konstruktivistischen Lernverständnis. Dieser Ansatz geht davon aus, dass sich jedes Subjekt lernend seine Welt konstruiert. Gerade für jüngere Lernende sei das schwer umsetzbar, weil es ein hohes Mass an Selbstorganisation und selbstverantwortetem Lernen verlange, erklärt der Studienleiter Professor Thomas Studer.⁴

Das Sprachbad ist illusionär

Das Konzept von „Mille feuilles“ verfolgt die Didaktik des Sprachbads. Die Kinder probieren die Sprache spielerisch aus. Sie tauchen in die Sprache ein. Im Direktkontakt mit französischen Texten und Sachthemen sollen sie Wortschatz und Grammatik lernen – sozusagen en passant. Auf den systematischen Aufbau grammatikalischer Strukturen wird im Lehrmittel bewusst verzichtet; das Konjugieren der Verben „être“ und „avoir“ beispielweise kommt nicht vor.

Die Studienergebnisse erstaunen darum nicht. Ob die Probleme aber am richtigen Ort gesucht werden? Warum nicht offenlegen, dass die Grammatik, vor allem die Morphosyntax, schwierig ist – und gerade darum ein systematisches Lernen und Üben der massgebenden Grundstrukturen notwendig wird? Das Sprachbad mit drei Wochenlektionen bleibt eine Illusion. Viele Schülerinnen und Schüler lernen erfolgreicher mit Anschluss an bereits Bekanntes, also Deutsch. Sie verfügen über einen eher analytischen Zugang zur Sprache. Das wissen viele Lehrerinnen und Lehrer. Sie lassen ihre Schulkinder die Sprache so lernen – aber sie bleiben nicht dabei stehen. Wenn die Strukturen gefestigt sind, kann man die Kenntnisse kommunikativ einbetten, möglichst unter Einbezug der vier Sprachkompetenzen. Dazu braucht es Zeit. Und die steht in der Primarschule neben all den vielen andern Fächern kaum bereit.

Die Behörden beschwichtigen

Die Studie der Universität Freiburg war bekannt, das enttäuschende Resultat ebenfalls. Und doch liess die grüne Berner Erziehungsdirektorin Christine Häslar die Öffentlichkeit wissen, man befände sich beim Frühfranzösisch auf dem richtigen Weg.

50 Millionen Projektinvestitionen in das neue Sprachenkonzept Passepartout wiegen wohl schwerer als die Wahrheit – und das Können der Kinder. Oder darf über die entscheidenden Sinntiefen offenbar gar nicht debattiert werden?

Knabenfeindliche Schulen? Ach was! Fleiss galt einst als sehr männlich

NZZ am Sonntag 29.9.2019, der externe Standpunkt von Miriam Missura

An den tieferen Noten der Buben ist nicht die Biologie schuld, sondern eine breite Duldung des männlichen Minimalismus in der Pubertät. Es braucht keinen Nachteilsausgleich, meint Miriam Missura



Der Fleiss, die arbeitsame Zielstrebigkeit also, gilt im Gegensatz zu Müssiggang als eine urschweizerische Tugend. Das Wort stammt vom althochdeutschen *flīz*, was Wettstreit bedeutet. Eine Tätigkeit also, die jahrhundertlang Männern zugeschrieben wurde. In der Schule umfasst der Oberbegriff Fleiss die Lernbereitschaft, Zielstrebigkeit, Ausdauer und Regelmässigkeit beim Erfüllen von Aufgaben und findet sich in den von der Wirtschaft geforderten zehn Schlüsselkompetenzen wieder: Einsatzfreude, Lernbereitschaft, Selbständigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Ausdauer, Ordnungssinn, Teamfähigkeit, Höflichkeit und Umgangsformen werden überall im Berufsalltag erwartet. Es ist nicht ersichtlich, warum Knaben aufgrund ihrer Biologie heute diese Kompetenzen nicht mehr erlernen können sollen, obwohl sie jahrhundertlang dazu fähig waren.

Aus den Klosterschulen des Mittelalters entwickelten sich unsere Gymnasien für eine möglichst breite Allgemeinbildung, zu der eben auch die Sprachen gehören. Niemand sprach damals den Knaben die Fähigkeit ab, in Latein, Altgriechisch, Deutsch oder Französisch erfolgreich zu sein: Bis ins 20. Jahrhundert waren die Gymnasien dem männlichen Geschlecht vorenthalten.

Erst jetzt, wo die Frauen im Zuge der Gleichberechtigung die gleichen Bildungsgänge besuchen können und stärkere schulische Leistungen mit überdurchschnittlichen Maturaquoten zeigen, gilt Fleiss nicht mehr als erstrebenswert, sondern wird als Mädcheneigenschaft diskreditiert und oft mit tieferer Intelligenz gleichgesetzt. Das ist falsch, Intelligenz und Fleiss sind unabhängige Parameter: Ein Kind kann intelligent und gleichzeitig fleissig oder faul sein.

Als Sekundarlehrerin für Natur und Technik konnte ich bei Knaben in der Pubertät die Tendenz zum Minimalismus auch in der Mathematik und den Naturwissenschaften beobachten: Während die Mädchen die Korrekturmöglichkeiten zur Notenverbesserung meist in Anspruch nahmen, waren die Buben mit einer 4,5 oft zufrieden, obwohl ihnen klare Kriterien den Weg zur Verbesserung gewiesen hätten.

Eine Ausnahme bildeten mehrere Schüler mit sri-lankischen und südostasiatischen Wurzeln, wo Fleiss auch bei Männern einen höheren Stellenwert genießt: Diese brachten in allen Fächern volle Leistung. Hierzulande werden solche Schüler von schwächeren Gleichaltrigen leider oft als Streber herabgewürdigt und leiden unter diesem Stigma.

Frauen wird mehr Fleiss zugestanden, denn die weibliche Rolle beinhaltet mit Kochen, Putzen und Waschen schon immer Fleissarbeit. Schülerinnen haben dadurch heute einen Vorteil: Fleiss wird bei Mädchen gefördert und emotional belohnt, und die bessere Arbeitshaltung bereitet ihnen den Weg zu einer erfolgreicherer Schul- und Studienlaufbahn. Die Statistik im Kanton Bern spiegelt das: 24 Prozent der Mädchen, aber nur 17 Prozent der Knaben schaffen den Übertritt ins Gymnasium. Dies liegt nicht an der Biologie – sondern an der Duldung des männlichen Minimalismus vor und während der Pubertät durch Gesellschaft und Familie.

Wenn nun Kläger, wie jüngst im Kanton Zürich, einen biologischen Nachteilsausgleich für alle Knaben fordern, zementiert das die Minderwertigkeit der männlichen Jugendlichen. Starke Schüler müssen sich dann fragen: Werden ihre Leistungen und ihre Maturzeugnisse kollektiv weniger wert sein, weil sie Männer sind? Wie reagiert später die Wirtschaft, wenn sich für eine Stelle eine Frau oder ein Mann mit gleicher Note bewirbt? Wie wird ein kollektiver Nachteilsausgleich im Zeugnis deklariert?

Ein geschlechtsbegründeter Nachteilsausgleich würde zudem gesetzlich fixieren, dass Mädchen für die gleiche Bewertung mehr leisten müssen. Dies entspricht weder dem Gleichheitsgebot der Verfassung noch dem meritokratischen Prinzip. Zwar hat jedes Kind heute gesetzlich das Anrecht, individuell betrachtet zu werden: Wenn konkrete Beeinträchtigungen wie ADHS, Asperger, Sehschwäche, Legasthenie oder Dyskalkulie



Prüfungsprobleme verursachen, gibt es Nachteilsausgleiche. Den Stoff müssen die Kinder trotzdem können. Ist das Kind jedoch dem Bildungskanon des Gymnasiums weder motivational noch kognitiv gewachsen, muss es in einen Bildungsgang wechseln, in dem es mehr auf seine spezifischen Fähigkeiten fokussieren kann. Dafür gibt es die Lehre, Berufsmatura und Fachhochschulen.

Es wird Zeit, dass dem pubertären Minimalismus ein Riegel vorgeschoben wird. Sprachen sind nicht für die Mädchen da, sondern dienen der internationalen Kommunikation in der Forschung und der Wirtschaft. Kein naturwissenschaftliches Studium kommt heute ohne Englisch aus, kein Diplomat ohne Französisch. Knaben müssen lernen, dass sich Motivation durch Erfolg und Erfolg durch Fleiss steigert. Den Fleiss müssen sie aber selbst aufbringen.

Kommentar zum Beitrag über angeblich faule Knaben

1.10.2019, Hanspeter Amstutz

Kurze Replik zum Beitrag von Miriam Missura über mangelnden Fleiss von Knaben in den Schulen

Sicher gibt es manche Klassen, wo Faulheit bei der männlichen Jugend vorherrscht und die Mädchen entsprechend weit bessere Leistungen erbringen. Doch das muss überhaupt nicht so sein. Knaben haben meist ein anders Lernverhalten als Mädchen. In Fächern mit formalen Anforderungen wird dies besonders deutlich. Wer Buben primär vom frühen Französischunterricht oder vom selbstorganisierten Deutschlernen her beurteilt, wird an männlichem Lernverhalten sicher einiges auszusetzen haben.

Doch Buben werden gute Leistungen zeigen, wenn man sie richtig packt. Knaben schätzen einen strukturierten und fairen Frontalunterricht, wenn es um klar deklarierte Ziele geht, die mit Fleiss erarbeitet werden müssen. Sie lieben dabei einen gewissen Wettbewerb und verbessern so ihr Arbeitsverhalten. Wenn es der Lehrperson gelingt, die Besten als konkurrierende Gruppe motivierend im Unterricht einzuspannen, wird sich eine gesunde Lerndynamik im Klassenverband entwickeln.

Mit formal geprägten Lektionen allein aber kann man Knaben längerfristig nicht gewinnen. Buben suchen beim Lernen immer wieder die spannenden Momente und begeistern sich für Grosses. Dieses männliche Bedürfnis nach bedeutenden Aufgaben und aufregenden Erlebnissen kann man negieren, aber es ist besser, im Unterricht dafür Raum zu geben. Der heldenhafte Kampf britischer Piloten in der Luftschlacht um England oder die Dramatik einer Ballade über John Maynard lassen Bubenherzen höher schlagen. Aber auch ein attraktiver Sachkundeunterricht bietet Stoff in Hülle und Fülle, um Buben zu begeistern. Sind sie einmal von einem Thema gefesselt, zeigen sie Ausdauer und oft einen hohen Leistungswillen.

Mädchen wurden bei uns bis in die Neunzigerjahre von gewissen Fächern ausgeschlossen und so erheblich benachteiligt. Doch nun spielen Fremdsprachen eine weit grössere Rolle und der stärker kommunikative Unterrichtsstil kommt den Mädchen entgegen. Damit die Knaben nicht zu unnötigen Verlierern werden, gilt es, die männlichen Aspekte in der Pädagogik wieder besser zu berücksichtigen.

Hanspeter Amstutz, Fehrltorf



Der Kindergarten ist besser als sein Ruf

NZZ 2.10.2019, Meinung & Debatte von Lena Schenkel

Kindergarten und Unterstufe haben sich stark angenähert – bald dürften auch die Lehrkräfte dieser Stufen denselben Lohn erhalten. Anstatt den «Chindsgi» noch mehr zu verschulen, sollte die Schule nun aber verstärkt vom Kindergarten lernen.
Von Lena Schenkel

Gingen Sie, werte Leserin, werter Leser, noch in die «Gvätterlischuel» oder schon in den «Chindsgi»? Abgesehen von einer ungefähren Generationenzuschreibung des Sprechenden offenbaren diese Mundartausdrücke für den Kindergarten auch dessen gesellschaftlichen Stellenwert. «Erwachsene, die sich spielend zu Kindern herablassen», erläutert das Schweizerische Idiotikon den Ausdruck «gvätterle». Das Zürichdeutsche Wörterbuch ergänzt: «etwas ohne Ernst betreiben». Beim verniedlichenden «Chindsgi» schwingt ebenfalls wenig Achtung vor dieser Institution mit. Nicht viel besser ergeht es den dort tätigen Frauen – die Unterrichtenden sind zu 98 Prozent weiblich –, die in den Köpfen vieler ein bisschen Bauklötze stapeln, Papierstreifen kleistern oder mit Fingerpuppen eine nette Geschichte erzählen.

Dabei sind diese Aktivitäten alles andere als triviale Beschäftigungstherapie. Vor allem das freie Spiel ist in diesem Alter essenziell für vielfältige Lernprozesse. Beim Bauklötze-stapeln trainieren Kinder ihre motorischen Fähigkeiten und ihr räumliches Denken. Sie lernen, sich selbständig zu beschäftigen, oder stärken im Spiel mit anderen ihre sozialen Kompetenzen. Die Schule, genauer die Unterstufe, könnte viel von diesen im Kindergarten praktizierten spielerischen und individualisierten Lernformen profitieren.

Bildungspolitisch ist der Wert des Kindergartens längst anerkannt, und es ist wissenschaftlich erwiesen, wie wichtig die ersten Lebensjahre für die kindliche und schulische Entwicklung sind. Besuchten Zürcher Kleinkinder diese «Vorschule» lange freiwillig, ist sie seit 2008 obligatorisch. Seither ist der Kindergarten in die Volksschule eingegliedert und markiert den Eintritt in die Bildungslaufbahn. Die traditionelle Kindergarten-Trias «Betreuung, Erziehung, Bildung» – die bereits in der Bezeichnung der ersten, 1830 in Zürich eröffneten Schweizer «Kleinkinderschule» mitschwingt – hat sich allerdings zunehmend hin zur Bildung verlagert. Die einstigen «Gvätterlitanten» und Kindergärtnerinnen fördern die Kinder professionell, erlernen ihren Beruf an einer Hochschule und heissen heute offiziell Lehrpersonen für den Kindergarten. [Mehr...](#)

Brennpunkt Kindergarten: Jetzt sollen die Löhne steigen

Tagblatt der Stadt Zürich, 1.10.2019, von Ginger Hebel

Bildung: Kindergartenlehrpersonen sollen künftig mehr Lohn erhalten und auch auf der Unterstufe unterrichten dürfen. Viele ältere, erfahrene Kindergärtnerinnen und Kindergärtner gehen jedoch leer aus. Sie müssen erneut die Schulbank drücken, wenn sie mehr verdienen wollen.

Der Kindergarten gehört seit 15 Jahren zur Volksschule. «Er ist das Fundamt, daher wollen wir ihn in den nächsten Jahren Schritt für Schritt stärken», sagt die Zürcher Regierungsrätin und Bildungsdirektorin Silvia Steiner. Doch viele Kindergartenlehrpersonen in der Stadt Zürich sind mit den Anstellungsbedingungen unzufrieden, sie fühlen sich diskriminiert und kämpfen schon lange für mehr Lohn. Sie verdienen weniger als



Primarlehrerinnen und -lehrer, obwohl sie ins Primarstufenteam integriert sind und gleichwertige Arbeit leisten. «Das ist frustrierend», betont Ursina Zindel, Präsidentin des Verbands Kindergarten Zürich. «Wir fordern gleichen Lohn für gleiche Arbeit als Zeichen der Wertschätzung.»

Das sieht auch Bildungsdirektorin Silvia Steiner so und startete hierzu eine Vernehmlassung. Künftig sollen Kindergartenlehrpersonen auf der gleichen Lohnstufe arbeiten wie Primarlehrerinnen und -lehrer. Wann die neue Regelung in Kraft tritt, ist noch unklar.

Höhere Anforderungen

Die bessere Entlohnung rechtfertige sich auch durch die gestiegenen Anforderungen im Kindergarten. Die kulturelle Vielfalt heutzutage sei eine grosse Herausforderung, betont Gabriella Bazucchi von der Lehrpersonenkonferenz der Volksschule. In sozial benachteiligten Schulgemeinden hätte oft nur ein Drittel der Kinder Deutsch als Erstsprache. Auch die Tatsache, dass die Kinder immer jünger in den Chindsgi kommen, erschwere die Unterrichtsgestaltung. «Oft fehlt ihnen die nötige Selbstständigkeit. Es ist für Kindergartenlehrpersonen schwierig, jedem Kind die nötige Aufmerksamkeit zu widmen», sagt Ursina Zindel.

Künftig will der Kanton Zürich ausschliesslich eine kombinierte Ausbildung anbieten, damit Lehrpersonen sowohl auf der Kindergarten- wie auch auf der Unterstufe unterrichten und somit flexibler eingesetzt werden können. Mehr Lohn gibts aber nicht für alle. Ältere, erfahrene Kindergärtnerinnen und solche, welche eine andere Ausbildung gemacht haben, gehen leer aus. Rund 60 Prozent aller Kindergartenlehrpersonen in Zürich besuchten noch das Kindergartenseminar, weil damals die Pädagogische Hochschule noch gar nicht existierte.

Für Kindergärtnerinnen der alten Garde ist die neue Regelung ein Affront. Auch für Yvonne Tresp, die seit 30 Jahren in Zürich-Altstetten als Kindergärtnerin arbeitet. «Wir haben jahrelange Erfahrung in der Arbeit mit Kindern. Wenn auch wir mehr Lohn wollen, müssen wir uns nachqualifizieren. Da frage ich mich, was fehlt uns denn?» Es nehme sie wunder, wie gross der Aufwand dieser zusätzlichen Ausbildung sei und ob sie diese selber bezahlen müsse. In Zürich gibt es einen hohen Bedarf an Lehrpersonen. Vor den Sommerferien waren viele Stellen vakant. Gewisse Kindergärten mussten aufgrund von Personalmangel gar schliessen. «Dabei ist der Start extrem wichtig für die ganze Schulkarriere», betont Ursina Zindel.

Der Schweizerische Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD) enerviert sich darüber, dass man erfahrene Lehrpersonen aus den Schulklassen abziehen möchte, damit sie erneut die Schulbank drücken, um eine Stufenerweiterung zu erhalten. «Somit wird erneut eine Ungleichheit innerhalb derselben Berufsgruppe geschaffen», sagt Fabio Höhener vom VPOD Zürich. Er erachtet es angesichts der steigenden Schülerzahlen als nötig, einerseits junge Lehrpersonen für die Kindergartenstufe zu gewinnen, andererseits aber die erfahrenen Lehrpersonen im Beruf zu halten. Der VPOD hat deshalb die Petition «Lohnklasse 19 für alle» lanciert.

Löhne der Kindergärtnerinnen

NZZ 11.10.2019, Zuschriften

Was die Bildungsdirektion des Kantons Zürich betreffend Löhne der Kindergärtnerinnen präsentiert, ist nichts anderes als eine Frechheit (NZZ 27. 9. 19). Die vielen Frauen, welche aufopfernd und treu jahrelang unter immer mühsameren Bedingungen und



schwierigsten Klassenzusammensetzungen ausharrten und den Karren zogen, sollen leer ausgehen. Eine Aufstufung wäre nur möglich mit Zusatzausbildung, heisst es. Da kommt einem wirklich die Galle hoch. Die pädagogische Hochschule hat diesen erfahrenen Lehrerinnen weiss Gott nichts mehr zu vermitteln, und die Begründung, sie könnten dann dafür auch Unterstufe unterrichten, ist absurd. Das möchten die meisten von ihnen gar nicht. Und was die rechtliche Situation anbelangt, sollte sich die Bildungsdirektion an der eigenen Nase nehmen, weil sie es selber nicht so genau nimmt.

Das Volk hat bekanntlich 2012 die Grundstufe abgelehnt, aber das kümmerte die Behörde nicht; man machte weiter, wie wenn es keine Abstimmung gegeben hätte. Das Fordern einer Zusatzausbildung ist deshalb absolut unhaltbar und inakzeptabel. Als Senior der Pro Senectute in drei Kindergärten bewundere ich die Lehrerinnen dafür, dass sie mit den vielen fremdsprachigen und schwer integrierbaren Kindern den Betrieb überhaupt aufrechterhalten können. Kein Wunder, wird es immer noch schwieriger, Kindergärtnerinnen zu finden, und auch aus diesem Grunde ist die Bildungsdirektion gut beraten, diese Zusatzausbildung schleunigst zu begraben.

Hans-Peter Köhli, Zürich

«Das sind miserable Kriterien»

Tages-Anzeiger 5.10.2019, Debatte, Leserbriefe

Schule • Kindergärtnerinnen kritisieren geplante Lohnerhöhung, TA vom 27.9.

Die Qualität ist das, was zählen soll

Frau Steiner will den Lohn von Kindergärtnerinnen und Kindergärtnern aufbessern und riskiert damit einen «Zweiklassen-Berufsstand». Denn nur die jüngeren Lehrpersonen mit Fachhochschule profitieren letztlich von dieser Aufwertung. Erfahrung zählt anscheinend nichts, es gibt in Zukunft einfach billigere und teurere Kindergärtnerinnen. Teuer und billig sind miserable Kriterien, was zählt, ist allein die Qualifikation (mit oder ohne Fachhochschule). Bei Nichtgenügen ist auch eine billigere Lehrerin noch zu teuer.

Peter Jenny-Lüthi, Ennenda

Jedes Gesetz kann geändert werden

Dass Kindergärtnerinnen mit akademischer Ausbildung analog den Primarlehrern neu einen höheren Lohn erhalten, ist korrekt. Nicht korrekt ist, dass jene 60 Prozent berufs- und lebenserfahrenen Kindergärtnerinnen mit der früheren Ausbildung, welche die Novizinnen in die Praxis einführen, von der Lohnerhöhung nicht profitieren; es sei denn, sie holen die Zusatzausbildung nach. Diese Übergangsbestimmung ist lebensfremd und wird im wahrscheinlichsten Fall dazu führen, dass der heute schon bestehende Mangel an Kindergärtnerinnen noch verschärft wird. Jedes Gesetz ist abänderbar, man muss nur den richtigen Weg wählen. Da die Lohnerhöhung auf das Schuljahr 2021/22 eingeführt werden soll, muss auf diesen Zeitpunkt auch eine brauchbare Übergangsregelung rechtskräftig sein. Damit kommt nur eine Gesetzesinitiative infrage, bei welcher der dornenvolle, zeitraubende und schwer überblickbare Weg über den Regierungs- und den Kantonsrat mittels einer Motion entfällt.

Christoph Maag, Zürich

Diskriminierung von Personen

Die Enttäuschung bezieht sich auf die Diskriminierung des Kindergartens, die nun eine neue Dimension erreicht. Begründet wurde diese Diskriminierung immer auch mit der kürzeren Ausbildungszeit der Kindergärtnerinnen. Dieses Argument ist mit der



gemeinsamen Ausbildung nicht mehr haltbar. Es käme wohl niemand auf die Idee, im Volksschulamt verschiedene Lohnstufen für die Primarlehrpersonen einzuführen, obwohl sie sehr unterschiedliche Ausbildungen haben. Die älteren und erfahrenen Lehrpersonen sind nach einem einjährigen Oberseminar in den Beruf eingestiegen. Die nächste Generation schloss das Grundjahr und das Seminar (keine Hochschule) nach drei Jahren ab, und nun schliessen die Abgänger der pädagogischen Hochschule ab. Drei verschiedene Ausbildungen - eine Lohnklasse. Es ist auch der Bildungsdirektion klar, dass es so nicht weitergehen kann. Es werden zu wenig Kindergärtnerinnen ausgebildet, und diejenigen, die den Abschluss haben, wollen auf dieser Stufe nicht unterrichten. Man muss also einen Anreiz für den Nachwuchs schaffen. Dass dabei die erfahrenen Lehrpersonen auf der Strecke bleiben, nimmt man in Kauf, man muss ja auch die Kosten im Auge behalten.

Claudia Fontana, Bülach

Missachtete Volksabstimmung

Tagblatt der Stadt Zürich 9.10.2019, Lesermeinungen

Reaktion auf den Artikel «Brennpunkt Kindergarten: Jetzt sollen die Löhne steigen» von Ginger Hebel im «Tagblatt» vom 2.10.:

Ich will mich nicht zur Höhe des Lohnes von Kindergartenlehrpersonen äussern. Aber es kann doch nicht sein, dass Personen, die dieselbe Arbeit mit derselben Verantwortung verrichten, unterschiedlich entlohnt werden. Ist ein Arbeitnehmer einige Jahre im Unternehmen/Schule tätig, kommt es nicht mehr auf die «Papierli» an, sondern nur noch auf die Leistung. Dass die ED so ein Drama um Papierli macht, die nicht relevant sind, finde ich total daneben. Es scheint, dass das ganze Ausbildungssystem der PH und die Bedingungen zur Anstellung hauptsächlich auf eine gute Auslastung der PH ausgerichtet sind und nicht auf den praktischen Einsatz der Lehrpersonen.

A. Gnehm, Zürich

Man muss weiter ausholen. 2012 lehnte das Zürcher Volk die Einführung einer Grundstufe ab. Am bisherigen Kindergarten müsste festgehalten werden, eine Verschulung gemäss Lehrplan 21 mit seinem Zyklus 1 war nicht erwünscht. Für die Kindergärtnerinnenausbildung sollte eine Diplombildung genügen. Doch was machten Bildungsdirektion und Pädagogische Hochschule? Sie kümmerten sich nicht ums Abstimmungsergebnis, agierten weiter, wie wenn nichts geschehen wäre, und begannen, widerrechtlich den Chindsgi dennoch in Zyklus 1 des neuen Lehrplans einzugliedern. Nun kommen die Probleme, und die Lösung mit der vorgesehenen Lohnerhöhung ist ein Skandal. Dass die langjährigen Kindergärtnerinnen eine angepasste Besoldung nur erhalten sollen, wenn sie eine Zusatzausbildung absolvieren würden, wird zu Recht als Affront empfunden. Genau jene Leute sollen also leer ausgehen, die in den vergangenen Jahren den Karren gezogen haben trotz immer mühsameren Verhältnissen. Vielleicht sollten die Theoretiker der Bildungsdirektion an die Front geschickt werden, um zu lernen, wie die Kindergärtnerinnen dank Erfahrung und Geschick es fertigbringen, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Diese Bedingung einer Zusatzausbildung für bewährte, loyale Kindergärtnerinnen ist inakzeptabel. Hoffentlich lassen sie sich das – auch mit Hinweis auf die missachtete Volksabstimmung von 2012 – nicht bieten.

Hans-Peter Köhli, Zürich



«Die Einarbeitung der Generation Z ist wie ein Kindergeburtstag»

Die Welt kompakt, 27.9.2019, Florian Gehm

Viel Geld, viel Spaß und keine Überstunden: Mit ihren Ansprüchen stellen junge Arbeitnehmer die Wirtschaft vor Herausforderungen. Ein Personalberater erklärt, wie ältere Kollegen ihnen am besten begegnen

Marco darf in die Business-Lounge. Gleich am ersten Tag seines Praktikums nimmt ihn sein neuer Chef mit zum Geschäftsführermeeting. Doch anstatt bei Snacks und Getränken zuzugreifen, hält sich Marco zurück. Auch über den eigentlich aufregenden Termin am ersten Arbeitstag ist Marco wenig begeistert. Als der junge Praktikant in der Folgewoche Daten erheben soll, bittet er seinen Chef um ein Gespräch. Daten erheben, das sei nichts für ihn. Er wolle anspruchsvolleren Tätigkeiten nachgehen. Dass so etwas nicht immer möglich sei - dafür habe er kein Verständnis. Marco kündigt.

Er gehört zur Generation Z. Darüber, wie Führungskräfte, Unternehmen und ältere Kollegen mit dem jungen Nachwuchs, der nach 1995 geboren wurde, und seinen Ansprüchen umgehen sollen, zerbricht sich die Wirtschaftswelt gerade den Kopf. Auch der Personalberater Rüdiger Maas denkt darüber nach. In seinem Buch, einer Bestandsanalyse über die Generation Z, beschreibt er, dass die Erfahrungen, die er mit Praktikant Marco machte, längst kein Einzelfall mehr sind.

[Mehr...](#)

Die persönliche Reife muss Bildungsziel bleiben

NZZ 9.10.2019, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Walter Herzog

Gymnasiale Bildung

Im Auftrag der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) und des Eidgenössischen Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) hat im vergangenen April eine Steuergruppe eine «Auslegeordnung zur Weiterentwicklung der gymnasialen Maturität» vorgelegt. Sie bildet die Grundlage für einen Projektauftrag, der noch in diesem Herbst erteilt werden soll und insbesondere eine Revision des Rahmenlehrplans für die gymnasialen Maturitätsschulen und des Maturitätsanerkennungsreglements (MAR) umfassen wird. Der Bericht gibt einen Überblick über die Entwicklung des Gymnasiums seit Beginn des 20. Jahrhunderts und skizziert Entwicklungsmöglichkeiten, allerdings ohne visionären Ausblick. Geradezu kleinmütig heisst es, der aufgezeigte Handlungsbedarf erfordere «keine Revolution», sondern lediglich eine Anpassung der genannten Referenztexte, die angesichts der Veränderungen im schweizerischen Bildungswesen der Überarbeitung bedürften.

Auffällig ist, wie eng sich die Vorschläge der Steuergruppe an die Vorgaben halten, die seit der gesamtschweizerischen Evaluation der gymnasialen Maturität (Evamar) den Diskurs bestimmen. Evamar (2002 bis 2008) hatte zum Auftrag, die Umsetzung des Anerkennungsreglements von 1995 zu evaluieren. Als Bildungsziel des Gymnasiums nennt das Reglement zur Anerkennung der Matura die «persönliche Reife», die «Voraussetzung für ein Hochschulstudium ist» und die Maturandinnen und Maturanden «auf anspruchsvolle Aufgaben in der Gesellschaft vorbereitet». Obwohl der Wortlaut eindeutig ist, wurde die persönliche Reife, da sie eine Umsetzung in psychometrische Prozeduren



nicht zulässt, aus dem Evaluationskonzept ausgeschieden. Aus finanziellen Gründen wurde auch auf die Überprüfung der Vorbereitung auf anspruchsvolle Aufgaben in der Gesellschaft verzichtet, so dass sich Evamar schliesslich darauf beschränkte, die Lernleistungen der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten in ausgewählten Fächern zu evaluieren.

Damit wurde eine folgenschwere Entscheidung getroffen. Denn mit der Preisgabe der persönlichen Reife fehlt den beiden Zielvorgaben des Reglements die Klammer, die sie zu einem einheitlichen Bildungsziel verbindet. Seit Evamar heisst es fast ohne Widerspruch, das schweizerische Gymnasium verfolge zwei unabhängige, einander gleichgeordnete Ziele, nämlich die allgemeine Hochschulreife und die vertiefte Gesellschaftsreife. So auch in der Auslegeordnung der Steuergruppe von EDK und Bund. Da aber völlig unklar ist, was unter Gesellschaftsreife zu verstehen ist, denn um einen wissenschaftlichen Begriff handelt es sich nicht, wird genau hier Handlungsbedarf verortet. Empfohlen wird, dass die bereits vollzogene Ummünzung der Hochschulreife in Kompetenzen auf weitere Fächer ausgedehnt und das Konzept der Gesellschaftsreife begrifflich geklärt wird, damit es den Gymnasien in gleicher Weise als messbare Kompetenzen vorgegeben werden kann. Im Zeitalter der Standardisierung von Schule und Unterricht scheint ein Begriff, der sich der Übersetzung in eine operationale Sprache entzieht, keine Existenzberechtigung zu haben. Also muss das Bildungsziel des Gymnasiums so umgedeutet werden, dass die persönliche Reife aus dem Kollektivbewusstsein der Schweizer Gymnasien verschwindet.

Doch damit geht zu viel verloren, als dass dies einfach hingenommen werden könnte. Der Begriff der persönlichen Reife mag zwar vage sein, aber er steht in einem Kontext, der sich durchaus explizieren lässt. Anders als die Hochschul- und die Gesellschaftsreife, die im Kompetenzbegriff verankert sind, wurzelt die persönliche Reife im Bildungsbegriff, der nicht einem zweckrationalen, sondern einem wertrationalen Denken folgt. Bildung ist nicht von funktionalem, sondern von persönlichem Nutzen. Sie muss zudem vom Individuum selber geleistet werden, womit ihr jenes reflexive Moment zukommt, das mit dem Begriff der persönlichen Reife anvisiert wird.

Bildung ergibt sich aus der Wechselwirkung von Mensch und Welt im Erkennen und Handeln. Sie beruht auf der reflektierten Auseinandersetzung des Einzelnen mit den Wissensformen, die es ihm ermöglichen, sich in der Welt zu orientieren. Insofern lässt sich Bildung als Weltorientierung verstehen. Man mag auch dies eine Kompetenz nennen und mit dem Wissenschaftstheoretiker Jürgen Mittelstrass von «Orientierungskompetenz» sprechen. Doch handelt es sich dabei um eine fundamental andere Kompetenz als die funktional begründeten Lernziele kompetenzorientierter Lehrpläne. Für das Gymnasium heisst dies, dass Bildung noch immer die bessere Antwort auf die Frage nach seiner Weiterentwicklung ist. Und an die EDK und das WBF richtet sich der Appell, die falsche Entscheidung zu korrigieren und die persönliche Reife als gymnasiales Bildungsziel wieder in ihr Recht zu setzen.

Walter Herzog ist em. Professor am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Bern.



Veranstaltungshinweise

23. Oktober: Eine Kultur schafft sich ab

Veranstaltung der «Starken Volksschule St. Gallen»

Einladung zur Buchpremiere

Mario Andreotti

Eine Kultur schafft sich ab

Beiträge zu Bildung und Sprache



Mittwoch, 23. Oktober 2019, 19.00 Uhr
katholisches Pfarreiheim,
Lerchenfeldstrasse 3, Wil SG

Begrüssung

Prof. Dr. Mario Andreotti Dozent und
Buchautor

Hanswalter Guidon
Präsident des Vereins «Starke
Volksschule St. Gallen»

Grusswort Marcel Steiner

Verleger, Verlagshaus Schwellbrunn

Laudatio Dr. Hubertus Schmid

Präsident der Gemeinnützigen
Gesellschaft Kanton St. Gallen

Musikalische Umrahmung

Orchester Rondino Wittenbach, unter der
Leitung von Erich Schneuwly Hiroko Haag,
Sopranistin

Lesung Mario Andreotti

Ausklang

bei Gesprächen und einem Apéro riche,
organisiert von Feinkost Loepfe St. Gallen,
Roman Loepfe und seinem Team



30. Oktober: Ökonomisierung der Kindheit – eine Herausforderung für Schule und Pädiatrie

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Ökonomisierung der Kindheit – eine Herausforderung für Schule und Pädiatrie

MITTWOCH, 30. OKTOBER 2019, 18.30 – 20.30 UHR



Mittwoch, 30. Oktober 2019, 18.30 – 20.30

Fachhochschule St. Gallen
Rosenbergstrasse 59, 9000 St. Gallen

Referenten:

Prof. Dr. med. Giovanni Maio,
Universität Freiburg

Prof. Dr. phil. Jochen Krautz,
Universität Wuppertal

Einführung:

Prof. Dr. med. Jürg Barben

[Mehr...](#)



19. November: Schulkinder suchen keinen Coach. Sie wollen einen Häuptling.

Veranstaltung der «Starken Volksschule Zürich»

Schulkinder suchen keinen Coach. Sie wollen einen Häuptling.

Bildung braucht Beziehung.

Dr. phil. Carl Bossard

Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion

Dienstag, 19. November 2019, 19.00 Uhr

Pfarreizentrum Liebfrauen, Weinbergstr. 36, 8006 Zürich



Carl Bossard, Dr. phil., Lehrer mit Leib und Leidenschaft, ist Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug. Davor war er als Rektor der Kantonalen Mittelschule Nidwalden und Direktor der Kantonsschule Luzern tätig. Er beschäftigt sich mit erziehungswissenschaftlichen und bildungspolitischen Fragen und publiziert zu diesen Fragen. www.carlbossard.ch

Alles redet von Digitalisierung und von Kompetenzen. Darin und im selbstorganisierten Lernen sehen viele das Zaubermittel für die Zukunft unserer Kinder. Doch der Aufbau von Wissen und Können braucht Beziehung und Vertrauen – das gilt für die Schule, das gilt für die Familie.

Viele wissenschaftlichen Studien zeigen eines: Es braucht Personen, die uns zu Verstehenden machen – mit der humanen Energie des zwischenmenschlichen Austausches und der Kraft des dialogischen Lernens. Der Mensch braucht ein Gegenüber, um sich selbst zu erkennen. Das gilt vor allem auch für Jugendliche.

Der Referent beleuchtet das pädagogische Dreieck von Lehrpersonen/Erziehungsverantwortlichen – Kindern/Jugendlichen – Lerninhalten. Ohne Beziehung ist kein Lernen möglich. Der Vortrag zeigt die grundlegenden pädagogischen Wirkkräfte auf.

Eintritt frei, Kollekte für Saalkosten

[Mehr...](#)